

Sophie Reyer
Merlins Tochter

Roman





www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2023

1. Auflage Oktober 2023

literatur nr. 144

Cover, Layout und Satz: textzentrum graz

Coverfoto und Grafik: Adobestock

Foto der Autorin: Konstantin Reyer

Lektorat: Maria Ankowitsch

Koordination Herstellung: MB Druckbetreuung

Druck: Totem

ISBN 978-3-903322-98-1



GRAZ

Sophie Reyer
Merlins Tochter

Roman

Gewirke ist jedes Bild in ihr,
Vorsinnen in sich selbst.

1

Blind

Das Erste, was sie ans Licht führt, ist die Sitzung bei einem Mann.

Kaum mehr als eine Stimme ist er zu Beginn für Cornelia.

Eine Stimme, sanft, leise.

»Alles beginnt irgendwie«, sagt diese Stimme. »Auch du. Erinner dich. Du hast eine Geschichte.«

»Ja«, entgegnet Cornelia, und bruchstückhaft kommt es wieder. Puzzleteile in ihrem Kopf.

»Bei mir fängt es mit einer Blindheit an!«, versucht sie es langsam. Stöbert ihrer Erinnerung nach. Viel weiß sie nicht. Nur, dass sie in diesen Tagen in einem Krankenzimmer lebt, Pillen verabreicht bekommt und Klavier spielen darf. Von der Vergangenheit ist kaum etwas übrig. Da ist bloß schwirrendes Säuseln, an das sie sich erinnert. Da sind Menschen ohne Gesichter, die über sie sprechen. »Blind«, wispern sie. »Das Kind ist blind geworden. Einfach so. Hat auf einmal einen vollkommenen Star. Komisch, oder?«

Cornelia weiß bis heute nicht, was das heißt. Weiß nur: Mit einem Mal war es dunkel um sie. Und sie begriff nicht, warum.

Es mochte an der Feuchtigkeit gelegen haben. Oder aber an der Dichtigkeit der Welt.

Jedenfalls: Sie sah nichts mehr.

»So hat es begonnen?«, fragt die sanfte Stimme nach, die einem Mann gehört.

»Ja«, sagt Cornelia. »Ehrlich!«

Und mit diesem Wort »ehrlich« spürt sie schon, dass sie sich selbst nicht glaubt.

»Wie soll ich Sie nennen?«, fragt der Mann.

»Ich bin Cornelia.«

»Gut«, tönt es sanft. »Cornelia. Erinnern Sie sich? An den Anfang? An irgendetwas Helles? An Farben?«

Sie stöbert weiter in ihrem Kopf nach den Bildern.

»Ja!«, sagt sie schließlich.

Langsam tauchen die Szenerien wieder auf. Alles schiebt sich ihr in der Erinnerung in den Blick. Die Finger des Vaters kamen damals gefährlich nahe, weiß Cornelia jetzt wieder. Das Licht machte Migräne. Pulsierte an den Schläfen. Auf einmal auch: Schreie. Dann: Filmriss.

So war es, ja, sie war noch klein. Oder?

Furcht oder Schock? Was sonst konnte es gewesen sein? Cornelia erinnert sich an plötzliche Nacht ... und an ein Lärmen, das aus der Fremde hervordrang, damals. Doch alles bleibt vage.

Wie beginnen?

Sie weiß zumindest eines jetzt: Sie heißt Cornelia und ist fast von Anfang an blind.

Das stimmt doch, oder? Oder war alles ganz anders?

»Jedenfalls sind da so Schreie«, fängt Cornelia stockend an.

»Schreie?«, fragt die Stimme des Mannes.

»Ja!«

Cornelia ringt um Erinnerung.

»Zwingen Sie sich nicht«, entgegnet der Mann nach einem Moment der Stille gütig.

Aber da weiß Cornelia wieder mehr. Ja, sie erinnert sich: eines Nachts, ein Gelärme, das sich ausbreitete.

»Wahnsinniger!«, tönte es.

Sie kramt nach den Bildern.

»Ein Überfall muss es gewesen sein«, meint sie leise. »Ja, da war etwas. Oder? Ein Fremder im Haus. Glaube ich!«

»Das wissen Sie noch?«

Cornelia überlegt.

»Irgendwie«, meint sie schließlich. »Ja. Und dass die Großmutter Angst hatte. Mehr nicht.«

Sie kramt weiter nach den Bildern im Hinterkopf, doch da ist nichts zu finden.

»Und dann?«, will die Stimme des Mannes wissen.

»Dann ging das Licht aus.«

Cornelia schweigt.

»Und weiter?«, drängt sie der Mann vorsichtig.

Cornelia ringt nach Atem, die Worte kommen nur schwer aus ihr.

»Da waren Laute«, sagt sie mühevoll und wischt sich über die Augen.

»Laute?«

Cornelia nickt.

»Ja. Ich konnte nicht verstehen. Nicht so wirklich.«

Sie erinnert sich.

»Die Pistole, hol sie, schnell, hat die Großmutter gerufen und der Vater ist aufgebrochen«, stottert sie langsam.

»Und dann?«, erklingt es sanft neben ihr.

»Schatten werfen sich mir voraus seit damals, als wären sie wahrer als ich ...«, spricht Cornelia und ist sich bei den Worten selber fremd. »Sie überdecken alles. Ich weiß nichts mehr. Nur, dass ich Cornelia heiße.«

»Und sonst?«

»Ich fühle mich von allem getrennt.«

Sie schweigt. Da fällt Cornelia wieder Gott ein, von dem sie gelernt hat, damals, und sie beginnt, innerlich zu beten.

Der liebe Gott hat der Sonne das Licht ausgesaugt, denkt Cornelia jetzt. Er hat eine Dunkelstirn. Die Stimme des Mannes vor ihr aber ist ein Glühwürmchen, das nach ihr sucht. Ist der einzige Ausblick auf Helles, ja, denkt Cornelia. Sein Atem leuchtet ihr entgegen, will sie da herausholen, Musik für sie sein, sie aus dem schwarzen Loch führen.

Cornelia weiß es.

»Sie sind wie Musik«, sagt sie leise.

Der Mann lacht.

»Was heißt das?«

Dass Sie die einzige Stütze sind, denkt Cornelia, aber sie traut sich nicht, es laut auszusprechen.

Und nach und nach kommen weitere Erinnerungen an ihr Leben wieder, bruchstückhaft:

Der Schreck, sagten die Männer. Der habe das schwächliche Kind erblinden lassen.

Schwach?, überlegt Cornelia jetzt. Ehrlich? So also dachten diese fremden männlichen Stimmen von mir? Vielleicht sollte sie empört sein, aber im Moment kann sie nichts empfinden. Sucht nach ihren Erinnerungen.

Blind ist sie, gut. Wie lang schon?

Cornelia überlegt.

»Wie ist es, nicht zu sehen?«, will der Mann wissen.

»Vielleicht ein Schutz? Das Blindsein – schützt es vor einem Zuviel, einer Überdosis an Welt?«

Cornelia nickt. Sie erinnert sich: Mit der Dunkelheit hat sie alles weggesperrt. Das Lärmen ist jetzt außerhalb der Gesichtstüren. So sind die anderen Menschen auch außerhalb. Ausgeschlossen aus ihrer Wahrnehmung. Und dort sollen sie bleiben, findet Cornelia mit einem Mal. Ehrlich! Denn so ist sie sicher.

»Ich will helfen, Cornelia!«, sagt da die Stimme des Mannes.

Und nun berichtet er: Man hat ihm einiges von ihr erzählt. So eine Krankengeschichte! Armes, fragiles Kind, diese Cornelia, hat man gesagt. Opferkind. Dabei so begabt. Eine kleine Pianistin. Und das ganz ohne Augenlicht.

Er weiß etwas über sie, begreift Cornelia da. Aber er ist nicht der Einzige. Auch sie erinnert sich, Schritt für Schritt. Was die Stimmen von damals ihr alles geraten haben, wenn sie um sie herum rotierten, fällt ihr wieder ein.

»Trittico retard. Cipralex. Oder doch bloß Baldrian. Dass sie wieder sehen kann! Und die Wurzel noch dazu! Versuchen wir es homöopathisch«, tönte es lauthals um sie, als sie nicht mehr sehen konnte.

Und im Geiste hört sie noch, hört, wie die anderen über sie sprechen.

»Aber schau doch! Wie die Augen anfangen, aus dem Kopf herauszustehen. Nicht schön ist das, ehrlich! Wie seltsam verdreht! Dieser Blick, der nach innen lappt! Wir müssen etwas tun!«

Mit allem versuchten sie es, wird Cornelia nun wieder bewusst. Auch mit Elektrizität, mit Geräten zum Beispiel, die als Stromquellen dienten. Die man an sie anschloss. Oder? Elektrisiermaschinen, die das Auge mit Erschütterungen versahen. Oft hundert Stromstöße nacheinander. Jetzt erinnert sie sich. Und dass es wehtat.

Cornelia schaudert.

»Man wollte mich heilen«, murmelt sie vage.

»Wie war das für Sie?«, will die Stimme des Mannes wissen.

»Ich fühlte mich entblößt. Hört auf, habe ich gesagt«, meint Cornelia.

Sie erinnert sich: nackt ihre Augen. Und trotzdem konnte sie nicht aus ihnen schauen.

Man wollte ihr helfen, das wusste sie, aber durch all die Behandlungen schien sich alles noch zu vermehren: die Reizbarkeit, die Angst, die Verzweiflung.

Woher kam das Ganze? Und warum?

»Hilfe! Bitte!«, sagt Cornelia jetzt dem Mann.

»Ich bin da«, entgegnet er, immer noch sanft.

»Zur Ader müsst ihr mich lassen, dass ich mich besser fühle«, murmelt sie und merkt, wie ihr die Stimme kippt.

Der Mann lacht. »Das macht man schon lange nicht mehr, Cornelia!«

Sie schüttelt den Kopf.

»Ich weiß wohl zu wenig.«

»Nein!«

»Doch. Ich bin nur eine blinde Cornelia.«

Er scheint zu lächeln, sie kann es fühlen.

»Und bin noch so klein!«, fügt sie hinzu.

Die Stimme verneint.

»Sie sind einundzwanzig, Cornelia.«

»Nein!«

»Doch!«

Stille.

Cornelia ist erschüttert.

Der Mann schweigt.

»Vielleicht ein wenig Baldrian?«, meint er dann.

Schon wieder so ein Ratschlag, denkt Cornelia. Sie schüttelt verzweifelt den Kopf.

»Jedenfalls«, sagt die Stimme des Mannes und räuspert sich, »gab es ein Leben davor. Sie müssen sich bloß erinnern, Cornelia. Dann wird alles ganz einfach.«

Cornelia tastet in ihrem Kopf nach Bildern.

Und schließlich, endlich, kommt ein Wort. Es heißt: Großmutter.

Mehr nicht.

Still, stumm und schön liegt es da, das Tal. Und der Feenbaum. Wie sie singen und tanzen zu dessen Füßen. Die Kinder aus ihrer Gemeinschaft. Sie breiten ihre Tücher aus, um unter dem Baum ihr Mahl im Freien einzunehmen. Die Welt ist erfüllt von Sonnenschein. Blumenkränze darf Cornelia flechten.

Cornelia singt.

Sie singt öfter, als sie tanzt.

Und da gibt es die Großmutter.

Großmutter und wie sie mit dem Brot umgeht. So, als behandle sie Ziegelsteine. Und ins Feuer werden die Krümel geworfen. Dass die Hauskobolde sie essen und zufrieden sind, oder?

»Was der Herrgott einem gibt, muss man schätzen«, sagt die Großmutter gern.

Sie lacht und ihr Gesicht ist das weiße Gewand eines Engels. Ihr Leben hat sie in einem Glasschrank verstaubt, in dem sich allerlei Krimskrams finden lässt. Da klumpert sie umher, betrachtet ihre Ketten, das klingt kitzelig und hell und beruhigt die Kinder um sie herum. So finden sie zu sich und auch Großmutter tut dies.

Auch geschlachtet wird im Hof. Einmal bringt der Vater einen Hasen.

»Er ist tot«, sagt die Großmutter.

Cornelia schaudert.

»Darf man denn töten?«

Die Großmutter nickt. »Wenn man es dann isst. Wenn's dem Menschen nützt, ja!«

»Und sonst?«

»Gewiss nicht.« Die Großmutter scheint kurz zu überlegen.

»Und manchmal auch, wenn's dem Menschen sehr schadet aber auch«, fügt sie hinzu.

Cornelia begreift: Von Nutzen und Schaden hat die Großmutter eine Ahnung. Die Großmutter ist ihre eigene Heilerin, weiß Cornelia. Und sie bewundert sie. Die Großmutter braucht keinen Arzt. Im Wald pflückt sie die Kräutlein, die ihre Freunde sind. Manchmal erzählt sie ein Märchen, wenn Cornelia nicht einschlafen kann. Und auch sonst.

So sitzt man gern an der Wehr, lauscht dem Plätschern und ist so hin von sich.

So stürzen Wellen über Klippen, zerschäumen, zerstoßen sich an Klüften und wirbeln dann wieder glücklich ineinander.

Die Brotkrümchen werden ins Wasser geworfen, dass sie die Oberfläche spicken. Da schießen auch gleich sämtliche Fische empor, schau! Sie alle wollen, sie hasten, nesteln, suchen, schnappen nach den Krumen und sind sich's zufrieden, wenn sie sie erwischt haben. Silbrig glitzern die Weißfische, sind fremde Kristalle im All des Wassers, in dessen All-Einheit.

Cornelia liebt die Fische.

Manchmal nimmt sie in den Armen der Großmutter auch der Schlaf mit. Dann ist alles gut.

Anders, als wenn der Vater kommt. Denn da macht es oft »Ach« in Cornelia. Er schlägt sie. Sie blutet. Blut ist kein Wasser, weiß Cornelia. »Auch Christus hat geblutet«, sagt der Vater, und er geht mit ihr Umzüge von Menschen ansehen.

Cornelia liebt diese Umzüge: das Regnen der Blüten, die Veilchen und die Honoratioren der Priester, das Schimmern ihrer kostbaren Ornate, wie die Gemeinschaft sich freut, lächelt, weiterstreift. Da sind die kecken Frauen aus der

Gemeinschaft, mit ihren golden oder silbern bestickten Häuben, sie plaudern, plappern, leiern, und Cornelia denkt dann, dass der Vater doch gut ist.

»Sag, Oma, sieht jeder die Sterne?«, fragt Cornelia eines Tages.

»Ja. Die bleiben immer gleich.«

»Ehrlich?«

»Überall hat's denselben Mond, dieselben Sterne«, bestätigt die Großmutter.

»Ja?«

»Ja. Und das immer!«

»Nur wir werden und vergehen?«, überlegt Cornelia.

»Ja, Kind. Nur wir. Aber auch das ist nicht schlimm.«

Die Großmutter lächelt und ihre Haut ist eine Ziehharmonika. Falten, die Gebirgsschluchten sind, hat die Großmutter, und ihre Augen sind nichts als eine Jalousie der Geborgenheit, die sich zuzieht, wenn es Abend wird.

So ist Cornelias Anfang.

Er beginnt mit den Fischen und Sternen.

Kind

Cornelia erinnert sich.

Als Kind schon: diese Sehnsucht nach der Dichtigkeit der Welt.

Kaum fanden sich Mittel, die sie zufriedenstellend zu beschäftigen schienen. Andere Kinder scharte sie um sich, Geselligkeit war ein Zauberwort. Gemeinsam sein und ineinandergefügt. Vielleicht als Flucht vor dem Vater?

Cornelia weiß es nicht.

Doch die anderen in der Gemeinschaft halfen: Ja, wie sie klangen! Man konnte mit ihnen klettern, hüpfen, springen. Kindheit, erinnert Cornelia sich. Und das Wühlen im Laub. Mit den Blättern laufen, als hätte man Falkenflügel. Man brachte ihr Singen bei und Weben, und im Sommer duftete allem zum Trotz die Zeder. Im Frühling lief sie hurtig über das Land, eine Art Trippeltrappel. Die Bäume hinauf und hinunter kletterte sie. Wie schön die Linde hinterm Haus war! Sie war eine klingende, fühlte sich rau an an den Kuppen. Ja, rau, und ihre Finger fuhren behutsam auf und ab – auch das war ein Tanz, wie das Laufen durchs Laub.

Oder wie die Finger auf den Tasten des Klaviers.

Früh lernte Cornelia Klavier spielen. Jetzt, da der Mann da ist, fällt es ihr mit einem Mal wieder ein.

Sie saugte das Leben auf.

Fuchs nannte sie ihren Lehrer, der mit den Fingern auf der Orgel dröhnte. Ja, Cornelia erinnert sich: Fuchs war ein Orkan. Und die Musik band sie an das Leben an, denn sie war gut. Die Welt gehörte ihr.

Und der Himmel gehörte ihr und die Zeit zirpte.

Cornelia liebte die Wolkendecke und die Wolle der Abende. Sie liebte den halben Mond, von dem die Großmutter ihr Märchen erzählte, und sie liebte es, wenn die Großmutter sagte, die Nacht habe blaue Schuhe. Das klirrende Land hinterm Haus gehörte ihr und half gegen die zittrigen Augenblicke.

Heute erscheint Cornelia alles verhangen, fast wie im Traum.

»Wie hat es angefangen?«, will die Stimme des Mannes am nächsten Tag wieder wissen.

»Ich lernte Klavier spielen!«, erklärt Cornelia dem Mann.

Sie erinnert sich: ihr erster Lehrer. Der ließ sich lieben, ehrlich. Seine Anweisungen erlebte sie wie eine überschwängliche Kraft. Später kam dann das Singen. Bei Vater. Elementaren Unterricht erteilte er ihr.

Langsam fügen sich die Bruchstücke zusammen.

»So ging alles weiter«, meint Cornelia, während die Bilder kommen. »Schon nach vier Jahren war ich imstande, Stücke auf der Orgel zu begleiten.«

»Gut?«

»Ja. Ehrlich! Und es gefiel mir!«, sagt Cornelia.

Sie erinnert sich: Sogar die Großmutter war damals begeistert. Die Gütige. Eine Frau wie ein Bausch, so eine wattige Frau.

»Und dann?«

»Großartig, das Mädchen, oder?, sagten sie alle in der Gemeinschaft«, kommt es von Cornelia stolz.

»Und danach?«

»Singen lernte ich«, erinnert sich Cornelia, »dann lesen und schreiben. Das war wichtig, um die Bibel zu verstehen. Und dann lernte ich, weil ich blind wurde, eine Punktierschrift.«

»Ehrlich?«, will die Stimme des Mannes wissen.

»Ja«, ruft Cornelia aus, die langsam Vertrauen fasst. Mit einem Mal fügt sich die Vergangenheit wieder in ihr zusammen, Stück für Stück.

»Das ist ganz einfach!«, fällt es ihr wieder ein. »Da werden die Buchstaben durch Nadelstiche für die Finger ersetzt!«

Cornelia erinnert sich: Wie gern sich die Finger vorantasteten. So kosteten sie die Spitzen, die Punkte. Loteten Formen aus. Lernten Worte.

Aber das war nicht das einzige System, fällt es ihr ein. Es gab noch ein weiteres, von Kempelen. Dabei spielte man mit Papptäfelchen. Cornelia erinnert sich, wie die Täfelchen ihr die Worte schenkten. Die Klänge hatten von da an mit einem Mal Formen, denen man sie zuordnen konnte. Ein A wurde in Punkte übersetzt. Ein B fühlte sich bauchig an.

Cornelia spricht weiter: »Ich erfahre also: Es gibt Menschen, die mit Punkten einiges tun. Ehrlich. Bücher schreiben sie, und ich ertaste sie mit meinen Fingerspitzen.«

Kurz ist es still.

»So lerne ich lesen«, fährt Cornelia in Gedanken fort.

Ja, sie erinnert sich: Ihre Finger schritten von da an immer fühlend die Strukturen der Dinge ab.

»Ein Buch ist eine Welt, ehrlich!«, ruft sie, glücklich über die wiedergefundene Vergangenheit, aus. »Das habe ich erkannt, damals!«

»Sie sagen es!«, meint lachend der Mann.

»Ja. Die besten deutschen Schriftsteller sind mir fortan nicht mehr ganz unbekannt. Ja, jetzt erinnere ich mich: Vor allem die Fabeln hatten es mir angetan. Ich konnte sie auswendig. Die von Lichtwer und Gellert. Jetzt kommen sie wieder. Tauchen auf in meinem Kopf! Wollen Sie hören?«

Die Stimme des Mannes schweigt. Sein Atem steigt sanft in Cornelia hinein.

»Oder nein, vielleicht spiele ich eher Klavier!«, überlegt diese. »Spiele Ihnen etwas vor?«

Noch immer schweigt der Mann.

»Sie lesen gern?«, fragt er dann.

»Ja, vor allem Miller! Schön ist, wie er schreibt. Wie zum Beispiel *Die Zufriedenheit*, ein Gedicht: *Was frag ich viel nach Geld und Gut* – und da hat er recht. Zufriedenheit, darum geht es doch, oder? Und frohen Sinnes sein. Ehrlich.«

Fast übermütig wird Cornelia jetzt, da sie einen Teil ihres Lebens zurückgewonnen hat. Wie Licht fühlt sich das an, fast.

Der Mann räuspert sich.

»Sind Sie froh, Cornelia?«, will er dann wissen.

Cornelia pfeift *Das klinget so herrlich* – um ihm auszuweichen, weiß sie mit einem Mal.

Denn die Freude hat einen Schatten: das, was fehlt.

Aber alles kann ich doch nicht gleich wissen, denkt sie. Vielleicht ist es gut, wenn sie sich noch nicht genau erinnert ...

»Welt also«, fährt Cornelia in Gedanken fort. »Welt um mich herum. Ich will lernen! Ja, so hat es begonnen«, erklärt sie. Sie summt wieder ein bisschen.

»Man war also gut zu Ihnen?«, will der Mann wissen.

»Ja! Viele. Also ... es gibt Menschen, die sind gut. Ehrlich.«

»Und der Vater?«, bohrt die Stimme des Mannes weiter, und obwohl sie sanft ist, liegt auf einmal etwas Drohendes in ihr.

»So auch der Vater!«, meint Cornelia, in der die Bilder aufsteigen.

»Eine Handdruckpresse hat er mir gebaut«, erinnert sie sich, immer flüssiger plaudernd. »Damit konnte ich sogar selbst Briefe aufsetzen! Der Satz der Lettern wurde von mir allein gemacht. Wenn eine Kolumne oder Seite gesetzt war, so ließ ich von jemandem nachsehen, ob kein Fehler unterlaufen sei. Auch die übrigen Handgriffe des Druckes erlernte ich.«

»Ehrlich?«, fragt der Mann erstaunt nach.

»Ja. Allein gab ich mich nicht so gern damit ab. Man beschmierte ja die Hände so sehr mit der schwarzen Farbe«, lacht Cornelia, immer übermütiger werdend.

Sie findet sich wieder!, denkt er.

»Also Achtung! Klebt nämlich, diese Farbe. Wirklich wahr!«, ruft sie quietschvergnügt aus. »Und die Finger sind doch für die Tasten gemacht! Zum Liebkosen der Tastatur des Klaviers hat Gott diese Hände erschaffen. Schauen Sie!«

Sie reicht ihm die Hände hin und langsam spürt sie eine Berührung, Haut auf Haut.

Die Stimme hat jetzt ein Gefühl bekommen. Der Mann ist real, ist eine Behaglichkeit. Sie hält seine Hand. Sie ist warm, männlich und drückt zu.

Geborgenheit, denkt Cornelia.

»Ja, ich sage *schau* – und kann selber nicht sehen!«, lacht sie da.

Dann zuckt sie mit den Schultern.

»Egal! Ich sehe zwar nicht *die lieblich wandelnden Gestalten der Körper*. Aber trotzdem: Warum sollt' ich klagen? Genug ist mir in meiner Sphäre, ehrlich! Verdank ich doch der Vorsicht tiefe Gemütsruhe.«

Schweigen.

»Sie lieben die Musik?«

Cornelia nickt.

»Ich schöpf' aus den Tönen. Ich tanz' Menuette. Ich bin jung und will blühen. Und lass' mich nicht unterkriegen, ehrlich nicht!«

Da kommt eine weitere Erinnerung: die Erdkunde! Wie sie dieses Fach liebte! Dass die Welt übersät ist mit Orten und Stätten, darüber hat man sie aufgeklärt! Cornelia erinnert sich: Jede Landschaft, alle merkwürdigen Stätten haben Bezeichnungen. Woher die wohl kommen? Egal, Cornelia hat die Landkarten betastet, und sie haben ihren Fingern einiges erzählt.

»Ich habe auch eine Ahnung von Topografie, allem zum Trotz!«, fällt es Cornelia ein.

Wie das schwirrt, auf sie zufliegt, säuselt!

Lauter Bilder.

Nur der Mann ist eine Ruhe um sie. »Ehrlich?«, fragt er sanft.

»Ja. Da gibt es Hilfswerkzeuge für Blinde. Die Grenzen, das sind Seidenschnüre, die Städte Nagelköpfe!«

Cornelia erinnert sich: Wie die perlen unter den Fingern! Meere und Flüsse rieselten durch die Hand, damals im Sachunterricht. Nun gut, nicht als Wasser, aber als Sand! Sozialer Unterricht, sagten die anderen aus der Gemeinschaft.

»Und sonst?«

»Es gab auch gesellige Abende«, erinnert sie sich weiter.

»Was heißt das?«

»Das heißt: Rosenkranz beten oder Karten spielen, in Gemeinschaft sein!«

»Wie spielten Sie? Blind?«

»Das Gefühl vertritt die Augen. Alles kein Ding, ehrlich nicht! Und die Knaben, also viele, spielten richtig gern mit mir!«

Cornelia lacht. Ja, wie einfach ihr mit einem Mal alles in Erinnerung kommt! Das Spielen! Ihre Finger – sie wussten Bescheid. Sie spielte mit Schnelligkeit und Feinheit.

»Noch kein einziges falsches Blatt habe ich gespielt, fragen Sie nur die Großmutter!«, meint sie dann.

»Und sonst?«, fragt der Mann.

Tanzen, erinnert sich Cornelia weiter. Das war wichtig, genau wie das Kartenspielen. Besonders gern bewegte sie sich zum deutschen und englischen Menuett. Auch Handarbeit – das gehörte sich ja für ein Weib, sagte man. Also: Knötchen schürzen, die sie dann zur Verzierung von Kirchenornaten verwendete.

Sie hatte zwar nur elementaren Unterricht, aber das Singen war doch besonders. Wie die Zunge sich schlängelte. Wie das Wort aufploppte im Mund. Nach Luft schnappen, wie ein Fisch – Cornelia liebte es.

Und Atem sein: ein, aus. Immer wieder so hin von sich zu beginnen.

Und die Musik in der Kirche! Das Dröhnen der Orgel, es war ein Orkan. Erschütterte ihr Mark und Knochen, schob sich in sie hinein.

»Dennoch sind mir Grenzen gesetzt«, fährt Cornelia fort. »Nicht gar zu fest ist das Nervensystem. Durch misslungene Erfolge geschwächt. Ich werde nicht mehr sehen können, erzählte man mir damals. Ehrlich!«

Sie erinnert sich plötzlich, dass allzu heftige Anstrengung schwer für sie war.

»Warum aber bin ich hier?«, will sie auf einmal wissen.

»Geduld«, sagt der Mann.

»Was heißt das?«

»So will es die Vorsicht nun mal. Ich kann es Ihnen noch nicht sagen.«

»Aber wenn ich jetzt wieder zurückgehe. In mein enges Zimmer. Und kaum etwas weiß über mich? Was soll ich da machen? Und wenn die Stimmen kommen: Wie soll ich gegen sie murmeln?«

Er greift nach ihrer Hand.

»Nur nicht zu ernsthaft werden!«

Cornelia nickt. Sie erinnert sich. Ja, auch das hat sie gelernt im Leben. Ehrlich. Das will keiner sehen, wenn eine zu viel nachdenkt.

»Also besser: einfach weitergehen!«

Noch einmal drücken die Hände des Mannes zu.

»Bis morgen, Cornelia!«

»Bis morgen«, sagt sie. Und dann denkt sie wieder: »Großmutter!«

Eine haardünne weiße Linie liegt am Ende des Sees. Die beginnende Finsternis schimmert rötlich an den Abenden. Das macht die Sonne, weiß Cornelia. Sie flieht jede Grenze in tänzerischer Leichtigkeit und steht am Ende des Horizontes, als wär' nichts.

Über die Oberfläche des Sees geht der Wind in tanzenden Wellen. Er ist ein rhythmisches Sich-Wiegen, Kommen und Schwinden, klingt, klinkt sich in das Atmende des Windes ein. Die Pflanzen haben Blumengesichter und abends brennt der Mohn. Die Blumen senken sich, die Sternmuster verschwinden zu winzigen Strichen, wenn man den Blick zusammenkneift. Sie liebt das flimmernde Weiß und dennoch wird ihr ihr Körper bewusst, wenn sie schaut – eine Last, die sie lieber loswerden würde. Ein Fast-nicht-Knistern liegt in der Landschaft als letzte Last. Alles andere ist gut zwischen den Tannenzweigen. So ist Cornelias Kindheit mit der Großmutter. Weil sie nicht weiß, was es heißt, böse zu sein, sieht sie es auch an den anderen nicht. Manchmal streut die Großmutter Maiskörner für die Hühner

aus. In der Sonne steht sie dann, die Strahlen der Sonne sind Aureolen, umspülen sie als leuchtende Fluten und gestillte Träume. Gläsern: so, als müsse man aufpassen, dass man nichts Falsches sagt; alles könnte zerbrechen, wie ein einziger Faden eine Stickerei auflösen kann, weiß sie. Und die Stille der Großmutter ist wehrlos an diesen Abenden. Sie ist ewig wie der Moment und am Vergehen wie der Tag, auf den sich die Nacht senkt, und beides zugleich. Die Schönheit des Leuchtabends scheint aus jedem einzelnen Korn als Halm hervorzusprießen. Die Hände fassen nach den Körnern, rinnen aus. Rinnen sich leer. Verschenken sich so an die Welt. Und nachts kann sie in einer Wolke aus ihrem Haar liegen. Dann scheint es, als wäre sie erlösbar. Erlösbar von den Albträumen, eingefügt in eine Welle aus Licht, das nicht außen ist. Der Vorhang weht wie Geisterflügel.

Ein Storch fliegt in den Garten, und einige Freundinnen aus der Gemeinschaft, mit denen Cornelia immer unterm Feenbaum spielt, haben Angst. Weinend kommen sie gelaufen, etwas später, es schüttelt sie richtig. Die Großmutter lacht. In den Sommern bauen die Störche ihre Nester in den Schornsteinen, am liebsten in der alten, verlassenem Mühle, die einmal einer griesgrämigen Frau gehört hat, weiß Cornelia Bescheid – und sie fürchtet sich nicht. »Storch, Storch, Bester!«, singt die Großmutter ihr später dann vor. Ein Storch kommt sogar immer wieder. Er läuft Cornelia nach, beobachtet sie, wenn sie liest. Seine Augen sind dunkel und erinnern an Knöpfe, der Schnabel flößt ihr Respekt ein. Der Storch ist neugierig, er stakst und strauchelt in ihre Richtung. Es scheint so, als habe er sie gesucht. Als habe er ihr, ausgerechnet ihr, begegnen wollen.

»Ein Teufelskind!«, ruft da erzürnt der Vater.

Sie hat eine große Angst vor allem, was Veränderung heißt, doch das weiß Cornelia noch nicht. Sie ist traurig. Nichts lassen einem die Erwachsenen übrig von den Träumen, denkt sie.

So also spielt Cornelia nicht mit Störchen, sondern mit Mädchen. Denn Spiel ist Spiel. Und die Schönheit des Spiels kommt aus gläserner Tiefe. Manchmal, im Dunkel, ist es sehr laut. Umkreisen sie alle Gedanken. Ihre Angst duckt sie zusammen, und zwischen ihr und der Welt liegt ein Schleier. Zwischen ihr und der Welt steht die Stimme – es ist die eigene, und ist ihr doch fremd. Die Worte zerhämmern das Geheimnis der Dinge. Aber sie gewöhnt sich an sie. Wenn am Himmel etwas seine Kreise zieht, das aussieht wie eine löchrige Einheit, jedoch immer wieder zerstiebt, so sind es die Stare, lernt Cornelia mit den Jahren von der Großmutter. Sie setzen sich in schwarzen Scharen auf den Wein, fressen ihn ab.

»Schädlinge!«, sagt der Vater. Darum schreit er auch und Schüsse ertönen. Und Laute dröhnen am Himmel, von denen Cornelia nicht weiß, woher sie kommen. »Flugzeuge«, sagt die Großmutter irgendwann. »Aber die sind aus einer anderen, fremden Welt.« Auch die Schüsse hört Cornelia manchmal in der Nacht. Der Vater sagt, sie wollen ihnen Böses. Dabei sieht er selbst böse aus, ist dick und aufgedunsen. Er singt zu laut und falsch in der Predigt und er ist nicht sanft wie die Großmutter.

Cornelia ist verliebt in das lockige Haar des Gartens, in dem die Großmutter lebt. Auf der Stirn einer Wolke leuchtet die Sehnsucht. Den Finger kann sie hineinstecken und kosten. Seitdem schmecken Wolken salzig, wie der Finger.

Immer noch hält die hitzige atmende Steppenlandschaft das Schicksal der Welt in der Hand. Kann man sich vom Himmel abstoßen? Der Frühling ist schön und nutzlos. Ist dein Blick die Durchsichtigkeit? In der Kehle sitzt eine Unmöglichkeit zu schlucken. Auch am Gaumen. Ihr ist die Angst zugehakt. Von der kann man nur in die Großmutter hinein fortlaufen. Weggeduckt ist das Gesicht des alten Priesters, der früher das

war, was jetzt der Vater ist, weiß Cornelia Bescheid. Er klammert sich an seinen Stock. Als Kind lernt sie langsam, zu verdrängen. Ganz aber gelingt es nicht. Wird es nie gelingen. Sie nimmt sich an der Hand. Dass der Faden ihr ja nicht zerreißt: gestern, heute, morgen. Sie braucht eine Sicherheit. Geborgen sein. Und gebogen.

Wenn Dreschzeit ist, riecht es nach Hitze und Heu. Eine Freundin rettet sie. Sie stecken in Garben, sie klettern auf Heuballen. Sie ist Kind und sie ist alles: die Landschaften, die Hitze, die versengten Tage. Disteln im Haar und Webkugeln, vom Herumtollen, vom Klettern auf das Baumhaus. Aufgeschreckt in den Tag hinein ist sie. Nachts pumpert es manchmal am Gang und sie hat Angst. Aus den nachtschwarzen Himmeln schreit es. Es gibt dann Vampire, Angstgeister, die geheimen. Dass es nur Fledermäuse und Falken sind, die im Sims hausen, weiß sie nicht. Durch ihre Kindheit torkelt die Verrückte aus dem Hof. Das Kind hascht nach dem Schwanz der Katze, ein Kitzeln und Tappen. Sie zieht mit klobigen Händen an der Katze Schwanz. Später: Narben und Narben, ungesehen. Der weiche Moospolster, den sie streichelt gegen die Großmutterangst. Sie liebt die Eicheln, die Kiesel. Wer Steine missbraucht, missbraucht auch Menschen. Hinterm See ist die Ferne und atmet Magie. Um den Mond, der eine Hostie ist, ein Hauch. Dunst, Dunkel. Das Glück ist die streichelnde Großmutterhand. Manchmal trennt nur eine Nacht den Sommer vom Winter und sie wird erwachsener. Sie verwandelt sich. Es ist, als wäre es Nacht. In der Nacht verwandeln sich die Dinge. Das letzte brennende Licht hilft auch nicht mehr gegen die Angst. Es macht die Schatten nur noch tiefer. Im Schrank fließen die Welten ineinander, lauern Monster neben Kleidern, lauert Furcht hinterm Alltag.

Unsagbare Angst.

Aber noch ist Cornelia ein Kind, auch in diesem Dazwischen. Sie ist ein Kind. Knabenkühn. Hat aber zugleich die Zartheit eines Schmetterlings. Die aber kommt von innen.

Verschlissen sind ihre Kleider. Wenn sie spielt, hängen sie in Fetzen von ihr herab. Sie kann wild sein, sie ist ein Bauernmädchen, sagt die Großmutter. Oder? Doch so knabenkühn sie auch ist: Manchmal kommt die Angst.

»Was hast du, Kind?«, fragt die Großmutter dann.

»Der Tod – er ist hinter mir her!«

»Woher weißt du?«

»Er kommt alle holen, sagt der Vater!«, meint Cornelia.

»Dann halt dich an Gott!«

Sie runzelt die Stirn.

»Der ist zu weit oben!«

Die Großmutter lacht.

»Das ist gar nicht wahr. So viel ist nicht wahr, was man dir erzählt, ehrlich!«

»Ja«, sagt Cornelia, und sie denkt an einen toten Vogel, den sie im Garten gefunden hat. »Weißt, und mir kommt vor: Recht da ist das Leben erst, wenn's ans Sterben geht!«, fügt sie hinzu.

»Was du dir für Gedanken machst, Kind!«, lächelt die Großmutter.

»Ja.«

»Ach, Cornelia!«

Ein faltiger Körper. Er nimmt sie in den Arm.

Dass die Blumen auch im Dunkeln im Walde fortblühen, denkt Cornelia da. Und auch auf der Halde. Sie lassen sich nicht umbringen. Sie sind kostbar. Nicht jeder Bauer hat welche. Manche leben in zu großer Armut, für sie gibt es nichts Schönes.

Sie kann nichts als das: sich verausgaben, fortblühen, immerzu. Weil es die Großmutter gibt. Oder?

Klang

Cornelia hört ein Rascheln. Die Stimme vor ihr schlägt offenbar eine Mappe auf und blickt in Cornelias Richtung. Sie spürt es genau. Sie stellt unsicher ihre Füße auf den Boden. Zuckt mit den Fußspitzen und spielt an den Nagelbetten herum. Das macht Cornelia immer, wenn sie nervös ist.

»Also«, sagt die Stimme. »Langsam sind wir Vertraute, oder?«

Cornelia nickt.

Dass das aber nichts heißt, weiß sie insgeheim. Sie kennt die Menschen. Sie versucht, sich den Mann vorzustellen. Sie denkt, dass er graumeliertes Haar hat. In ihrem Kopf scheint er um die vierzig zu sein, trägt eine Brille und ein Bäumlein stülpt sich leicht aus seinem Unterleib heraus. Cornelia muss an Samt denken, wenn sie den Klang seiner Worte hört. Sanft wie Samt. Dennoch weiß sie nicht, ob sie ihm vertrauen kann. Cornelia seufzt. Sie spürt, wie ihre Mundwinkel langsam nach oben wandern. Ein Lächelversuch. Ob er zurüklächelt? Dann wischt sie sich kurz über die Augen.

»Sind Sie bereit weiterzugehen, Cornelia?«

Cornelia seufzt.

»Was habe ich zu verlieren?«, fragt sie.

»In Ordnung!«

Cornelia presst für einen Moment die Lider zusammen.

»Diesmal wäre es schön, Sie würden sich hinlegen!«, meint er.

Irritiert blickt Cornelia ihn an. Dann steht sie auf. Der Boden knarrt. Sie platziert sich umständlich auf dem Sofa.

»Es soll bequem sein«, sagt die Stimme. »Sie sind entspannt und locker!«

Ach so?, denkt Cornelia, während sie sich ausbreitet.

Langsam streifen Cornelias Gedanken in die Ferne. Erst jetzt merkt sie, wie müde sie ist. Ihre Augen flackern unter den geschlossenen Lidern, wieder und wieder. Sie merkt, wie ihr Atem ein wenig tiefer wird.

Aber die Bilder fliegen, sirren im Kopf herum, kommen nicht zur Ruhe. Schieben sich ineinander. Dann, nach und nach, steigt eines auf, das sie seit Langem begleitet: die Schüsse, die Stimmen, das Feuer, die ihr so oft in Albträumen begegnen.

Cornelia schaudert. Und mit einem Mal ist sie nicht mehr Cornelia.

Da dreht der Mann Musik auf und plötzlich ist eine Ruhe in ihr.

Cornelia ist begeistert. Es tönt und jubiliert.

Diese Stimme, sie klingt, als wäre sie aus einer anderen Welt.

»Was ist das?«, fragt Cornelia.

»Glasharmonika nennt man es!«

Cornelia staunt.

Der Klang zerbricht einem fast an den Ohren, so fragil und schön ist er.

»Gestimmte Glasschalen sind das, chromatisch!«

Er hält ihr etwas hin, zwischen die Hände.

»Das sind sie.«

Cornelias Finger betasten die Schälchen, finden an ihnen Klänge.

»Wie schön!«

»Die Idee ist aus England. Da wird gern auf Gläsern gespielt. Mit den Füßen kann man sie in Rotation versetzen!«

Da rauscht Gänsehaut Cornelias Körper auf und ab. Phantasierend lässt die Bewegung die Glocken erklingen, ohne Noten oder künstliche Stücke.

Ein einziger Fluss ist's, in dem man beim Zuhören ertrinkt, denkt Cornelia.

»Sind Sie ein Zauberer?«, will sie da wissen.

»Nein, bloß ein Arzt. Und ich werde Ihnen helfen, Cornelia!«

»Und wie?«

Stille. Es tönt weiter. Auf einmal wird es Cornelia bang.

»Was tun Sie hier?«, fragt sie.

»Sehen sollen Sie, Cornelia!«, kommt es ihr sanft und atmend entgegen. »Denn die Welt ist voll Licht!«

»Funktioniert das denn? Durch den Klang?«, fragt sie vorsichtig.

»Nun, einiges habe ich bereits geheilt«, antwortet die Stimme. »Wie etwa hypochondrische und hysterische Zustände. Aber je größer der Erfolg, desto zahlreicher die Neider.«

»Wen wundert's? So sind die Menschen!«, murmelt Cornelia.

»Ja!«

»Aber was genau geschieht?«

»Wissen Sie, es gibt den tierischen Magnetismus! Wirklich!«

Cornelia lacht.

»Sie lachen. Aber ja, den gibt's! Die Himmelskörper, die Erde und die Körper der Tiere, alles nämlich schwingt. Hat wechselseitig Einfluss aufeinander.«

»Ich weiß. Aber kann denn das heilen?«, zweifelt Cornelia.

»Ja!«

»Sie meinen?«

»Ich weiß!«

Cornelia spürt, wie Hoffnung in ihr aufkeimt.

»Ehrlich?«, fragt sie vorsichtig. »Auch Blindheit?«

Die Stimme scheint zu lächeln.

»Durchaus! Und das vermöge einer allgemein verbreiteten stetigen äußerst feinen Flüssigkeit. Diese hat ihrer Natur nach die Fähigkeit, alle Arten von Bewegung anzunehmen. Ehrlich. Die sie dann – Sie werden lachen – mit heilt.«

»Heilen«, murmelt Cornelia und wischt sich über die Stirn. Und sie wird nachdenklich.

»Was für ein Wort. Heißt blind sein denn krank sein? Man ist bloß geblendet ...«

»Für mich sind Sie einfach ein Mensch. Sind auch aus Wasser. Alles Wasser ist Leben.«

Cornelia schweigt.

»Damit wachsen und werden Sie eben! Mehr nicht!«

»In Ordnung«, murmelt Cornelia langsam.

Auf einmal schweigen alle Bilder in ihrem Kopf. Sie muss sie neu ordnen, denkt sie.

»Licht ist Wahrheit, Cornelia. Und die soll siegen. Hier zwischen uns. Das haben die Leute in der Gemeinschaft gesagt.«

»Ja?«

»Ja. Und auch der Vater.«

»Licht ist ein Lauschen«, flüstert Cornelia. Licht ist C-Dur, denkt sie dann, später. Ist der Geruch der Großmutter aus einer Kindheit.

Licht braucht kein Licht von außen. Nicht immer, denkt sie. Aber irgendwie findet sie doch, dass die Stimme recht hat: Sie sollte wieder sehen.



Foto: Konstantin Reyer

Sophie Anna Reyer, geb. 1984 in Wien, freischaffende Autorin, promovierte Philosophin und Komponistin klassischer Musik. Sie lebt und arbeitet in Wien.

Studium der Germanistik in Wien, Studium Komposition in Graz mit Abschluss Bakk. art (2007). 2010 erwarb sie den Master of Arts in Komposition für Musiktheater sowie ein Diplom für szenisches Schreiben bei uniT. Studium an der Kunsthochschule für Medien in Köln, Diplom-Abschluss 2013 und 2014. 2017 Doktor der Philosophie mit der Arbeit

»Performanz und Biomacht« (Angewandte Kunst Wien, Betreuung: Ferdinand Schmatz). Kompositionen für Grazer Hörfest, Forum Stadtpark, Mummuth, Musikverein Wien, Stadtmuseum Graz u.v.m. Seit 2009 Theaterstücke, Musiktheater und Filme. Seit 2010 werden diese Arbeiten vom S. Fischer Verlag für Theater und Medien vertreten. Auftritte mit Sound-performance und/ oder eigenen Texten in Belgrad, Krakau, Brüssel, Frankfurt, Leipzig, Berlin, Wien, Linz, Innsbruck, Salzburg und Graz. Viele Gemeinschaftsarbeiten und -projekte mit Schriftsteller/innen, Musiker/innen und Filmemacher/innen.

Reyer schreibt Lyrik, Romane und Kinderbücher, die sie teilweise selbst illustriert. Mitglied der Redaktion der Literaturzeitschriften LICHTUNGEN und PODIUM. Ihre Texte wurden ins Serbische, Polnische, Kroatische, Estnische, Portugiesische, Englische, Vietnamesische und Spanische übersetzt.

Publikationen in österreichischen und deutschen Literaturzeitschriften (perspektive, manuskripte, the gap, LICHTUNGEN, schreibkraft, kritische edition etc.) sowie im Netz auf poetenladen und KUNO-Kulturnotizen. Veröffentlichungen in Anthologien.

Viele Auszeichnungen, Preise und Stipendien. 2019 wurde ihr Roman »Mutter brennt« (edition keiper) für die Shortlist des Österreichischen Buchpreises nominiert.

Sophie Reyer
in der edition keiper:



Gartentage

Roman

206 Seiten, Pappband
€ 22,00 (A) / 21,40 (D)
ISBN 978-3-903322-52-3

keiper lyrik 4: flug (spuren)

152 Seiten, broschiert
€ 15,40 (A) / 14,98 (D)
ISBN 978-3-902901-00-2



Anna und der Wulian

Kinderbuch ab 4 Jahren.

34 Seiten, gebunden / Pappband
durchgehend illustriert, Farbdruck
€ 16,50 (A) / 16,05 (D)
ISBN 978-3-902901-82-8

Der kleine Mann aus Salz

Roman

170 Seiten, Pappband
€ 17,60 (A) / 17,12 (D)
ISBN 978-3-903144-02-6



Tausendundein Tag Geschichten in die Zeit gestreut

Roman

170 Seiten, Pappband
€ 20,00 (A) / 19,45 (D)
ISBN 978-3-903144-32-3

Vampyrella

Eine Untotologie

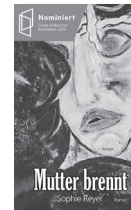
136 Seiten, Pappband
€ 18,00 (A) / 17,51 (D)
ISBN 978-3-903144-60-6



Mutter brennt

Roman

248 Seiten, Pappband
€ 23,00 (A) / 22,37 (D)
ISBN 978-3-903144-85-9



Musica Femina 100 Komponistinnen in 100 Gedichten

140 Seiten, Pappband
€ 18,00 (A) / 17,51 (D)
ISBN 978-3-903322-28-8



Wanja und das Kaffeehaus der Wörter

Jugendroman

248 Seiten, Pappband
€ 22,00 (A) / 21,40 (D)
ISBN 978-3-903322-70-7



